

(Nachdruck verboten.)

## Die Eroberung von Jerusalem.

Roman von Myriam Harry.

9) Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen von Alfred Heuter

Oft schwärmte Elias, wenn er vor ihr kniete: „O mein Jerusalem! Mein eroberetes Jerusalem! Ich wußte wohl, daß Du mein sein würdest.“

Sie sprachen nun von ihrer freudlosen Kindheit, und das erweckte in ihm eine unendlich weiche, zärtliche Stimmung. Was sie getrennt gelitten hatten, galt ihm nun als ein Pfand für ihr gemeinsames Glück.

Sein Mitleid für Cäcilie vermehrte noch seine Zuneigung zu ihr; er war ihr gewissermaßen dankbar dafür, daß sie ohne ihn kein Glück genossen hatte. Unaufhörlich befragte er sie über ihre Vergangenheit, um ihr die Gegenwart noch angenehmer, süßer, freudvoller gestalten zu können.

Er stellte sich vor, wie sie im Alter von zwölf Jahren, klein und schwächlich wie sie war, die jüngeren Stiefgeschwister schleppen mußte, bis ihr fast der Atem verging.

„Mein armer Liebling! Nun werde ich Dich tragen!“ wie sie mit schlaftrunkenen Augen beim ersten Sähnenschrei aufstehen mußte.

„Schlase, mein Schatz! Schlase bis Mittag!“ .. wie sie frostbeidend die Eiskruste auf der Waschküßel zererschlagen mußte ..

„Hier, mein Lieb, bist Du im Lande der Sonne; wärme Dich an meinem Herzen!“

.. wie für sie die Kleider gut genug waren, die man ihr aus dem abgeschabten, schon grünlich schillernden Ueberzieher ihres Vaters, des Pastors, zuschnitt ..

„Dafür sollst Du jetzt Wilkis Gewänder tragen, meine kleine Königin!“

.. wie sie für den höchsten Luxus ein Fläschchen Eau de Cologne hielt, das ihr einmal ein spleeniger Engländer geschenkt hatte ..

„Nun sollen Salads Balsame und Jemens Wohlgerüche Dein sein, meine Blume!“

.. wie sie mit sechzehn Jahren ins Seminar eintrat, mit achtzehn Jahren Diakonissin und ihrer zarten Gesundheit wegen nach Egypten zur Pflege der Blinden gesandt wurde, wie man sie später nach Jerusalem versetzte, wo sie seit sechs Monaten gewirkt hatte, bis —

„Du Dir die Finger an den Dornen der Krone stachst. Erinnerst Du Dich noch? Alles in der Welt hätte ich dafür gegeben, jenes Tröpfchen trinken zu dürfen. Du aber, Du Böse, hattest es schon am Tischuch abgewischt. Nachts suchte ich mit einem Richte die Stelle, um meine Lippen darauf zu drücken.“

Eines Tages erzählte Cäcilie ihm:

„Nicht weit vom Pfarrhause lag eine Schmiede, an der wir auf dem Wege zur Schule vorbei mußten. Der Schmied war ein großer, schwarzer Mann mit kleinen, blinzelnden Augen und einem ungeheueren, roten Barte, in den er immer vor sich hinbrumnte. Man hatte uns gesagt, er sein ein böser Menschenfresser, der kleine Kinder verzehrte; das hinderte uns jedoch nicht, unterwegs vor der offenen Schmiede stehen zu bleiben, um zuzusehen, wie die Funken umhersprühten und die Kohlen in der Kiepe Feuer fingen. Eines Tages hämmerte der Schmied an einem rotglühenden Kreuze, das so groß war wie ein Hufeisen. Es sah schöner aus als das Kreuz auf dem Altar. „Das ist von Gold, von reinem Gold“, kicherte er in feinen Bart und fuhr dann, mit einem Blick zu mir, fort: „Geh, Du da, kleine Pastorin, wenn Du herkommst und die Hand ausstreckst, gebe ich es Dir.“ Die anderen Kinder stießen mich vorwärts: „Geh' doch, geh' doch!“ Ich legte Bücher und Federkasten hin und ging, meine Hand ausstreckend, entschlossen hin. Er ließ sein Kreuz hineinfallen. Da, sieh' her, Elias, hier kannst Du noch die Narben der Brandwunde sehen.“

„O Liebling, Liebling! Warum war ich nicht da?“ Mit Thränen in den Augen bedeckte Elias die kleine

Hand, in die der Unmensch sein rotglühendes Kreuz hatte fallen lassen, mit zärtlichen Küssen.

Während solcher Erzählungen seiner Frau erschien sie ihm als das rührendste Wesen, an das er nicht denken konnte, ohne daß sein Herz sich schmerzlich zusammensog. Er sah darin einen Beweis ihres einfachen, treuherzigen Wesens und dachte, glücklich zugleich und betrübt: Mein Gott, was wäre aus ihr geworden, wenn ich sie nicht getroffen hätte! Sie so leichtgläubig und wehrlos gegen die Niedertracht der Welt; sie, die rotglühendes Eisen für Gold hält.

Und eine neue, eine heroische, beschützende Liebe fesselte ihn noch inniger an sie.

So durchstreiften sie Syrien.

Sie sahen Admor, diese Königin der Wüste mit ihrer Doppelallee von Palmen und Porphyrsäulen, Damaskus mit seinen rosenroten Moscheen, Sidon mit seinen unter den Fluten schimmernden Nekropolen, Beirut, die Glückliche, deren grüne, üppige Umgebung ihren Duft bis weit ins blaue Meer sendet.

Später durchzogen sie den Libanon, dessen einschläfernden sinnlichen Reiz einst Salomo besungen hatte; den Libanon mit seinen schneebedeckten Felskämmen, seinen Cedern, seinen blumenübersäten Schluchten, seinen zahlreichen Quellen, die sich unter Oleandern dahinschlängeln, und mit seinen auf den Hochplateaus liegenden Burgen und besetzten Klöstern, wo Drusen und Maroniter sich mit ihrem Haß bekämpften.

Ihre Reise ähnelte in gewissem Sinne einem Triumphzuge. Elias schenkte keine Ausgabe, sie so genutzreich wie möglich zu machen. Unpraktisch, wie er war, kannte er den Wert des Geldes nicht. Bei jeder Gelegenheit streute er es aus, einfach, weil es ihm Vergnügen machte, auch in den Augen anderer die Freude zu sehen, die er selbst empfand. Weß er sich für den Glücklichsten der Menschen hielt, kam er sich auch reich vor.

Überall in den Bouks und Bazaren, wie auch in europäischen Magazinen oder bei umherziehenden Händlern hielt man sich unendlich lange auf. Hier stapelte Elias Leppiche und Schärpen auf, kaufte wohlriechende Essenzen und Filigranarbeiten ein, zu Geschirren ließ er sich Mäntel aufreden, zu Margilehs\*) Babuschen; \*\*) hier dachte er nur daran, Cäcilies etwas kühle Schönheit mit dem üppigen, schillernden Luxus einer Bagdader Haremsfavoritin zu umgeben.

Und wollte sie, durch all' diesen miselmanischen Pomp eingeschüchtert, ihn nicht begleiten, so entschlüpfte er ihr schon beim Morgengrauen, wenn sie noch schlief und weckte sie dadurch, daß er seine Einkäufe um sie ausbreitete.

Zuerst schalt sie; dann aber nahm er sie in seine Arme, wiegte sie, lieboste und hätschelte sie und schenkte ihr so viel ungereimtes, kindisches Zeug und so viel liebe, ernste, verständige Worte vor, daß sie, ganz benommen, entzückt und überwunden, alle Vorwürfe vergaß, sich in ganz unbegreiflichem Taumel mit fortreißen und alle Phantastereien ihres Gatten geduldig über sich ergehen ließ.

Uebrigens hatte sie sich in einigen Wochen ganz verwandelt. Ihr schüchternes Pensionsmädelaufreten war viel sicherer, ihre Diakonissensteifheit grazioser geworden. Ihre Taille war schlanker, ihr Haar weniger glatt und schlicht, ihre früher zu ruhigen Augen belebten sich und zu ihrem Jugendreiz — mit sechsundzwanzig Jahren sah sie wie eine Neunzehnjährige aus — gesellte sich nun eine noch diskrete, aber schon verführerische Frauenschönheit.

Unter der Anleitung ihres Gatten hatte sie gelernt, sich zu kleiden. Ueber ihr ecrufarbiges Reisekleid warf sie einen großen Mantel von weißer, silberdurchwirkter gefranster Seide, zierliche, gelbe, spitze Schnabelschuhe bekleideten ihre Füße; ein goldgestickter Gazeschleier, dessen lange, in flodige Pompons auslaufende Franzen ihr um die Schultern tanzten, verlieh ihr die mysteriöse Grazie einer syrischen Prinzessin. Sogar ihren alten einäugigen Klepper hatte sie gegen einen Vollblutrenner vertauscht.

So kam es, daß die Araber, wenn sie die Weiden, ihn so groß und braun, sie so zierlich und blond — vorbeireiten sahen, sich umwandten und ihnen nachriefen:

\*) Türkische Wasserpfefte.

\*\*) Lederpantoffeln.

„Gelobet sei Allah, der sie gut gepaart hat! Möchten sie mit vielen Söhnen gesegnet sein!“

11.

Liebe Cäcilie Elias?

Sie zweifelte nicht daran; oder vielmehr, sie fragte sich nicht danach. War es denn übrigens nicht die Pflicht jeder christlichen Frau, den ihr von Gott bestimmten Mann zu lieben?

Was sie für Liebe hielt, war aber wahrscheinlich nur eine allerdings sehr aufrichtige Erkenntlichkeit für seine Güte, seine Gütlichkeit und — etwas Stolz, einen „Götzendiener“ befehrt zu haben.

In diese Gefühle mischte sich vielleicht noch eine Art unbestimmten und beängstigenden Erstaunens vor diesem so gelehrten und doch so törichten Geiste, der so ganz verschieden war von allem, was sie sich je in ihren Träumen über das Leben und den Mann auszudenken gewagt hatte.

Dieses Erstaunen ging in der Nähe von Städten und besonders beim Zusammentreffen mit protestantischen Touristen oder beim Eintreten in eine Kirche, fast in Angst über. Dann qualte sie sich, rief sich alles ins Gedächtnis, was sie über die eheliche Gemeinschaft vernommen hatte; und wenn sie es mit ihrer Intimität verglich, sagte sie, von Gewissensbissen gefolt: „Rein, nein, so ist's nicht, wie das Evangelium uns lieben lehrt, wie es die wahren Gatten schildert. Sollte ich mich getäuscht haben? Sollte es nicht Gott gewesen sein, der Elias zu meinem Begleiter auf dem Wege gen Himmel erwählte?“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Hwd'aga in Stambul.

Von Schem Spudbin. Autorisierte Uebersetzung von Noda Noda.

In meiner Jugendzeit war vieles anders als heute. Da gab's keine Maschinen, in die Du Dich setzt, schläfst ein und erwachst in Stambul — sondern gute Schuhe und einen Steden müßtest Du nehmen und einen Monat, wenn nicht länger, wacker ausdrehen nach der kaiserlichen Stadt, wo sich allerlei Volk umhertreibt — gute und schlechte Menschen — und mehr zu sehen ist mit wachen Augen, als Dir je geträumt hat.

Und das Geld von heute! Ein Kind könnt' es fortragen. Früher gabs nur Silber und am meisten Kupfer. Wenn einer die kaiserlichen Abgaben eingesammelt hatte, da hieß es einen verlässlichen Menschen finden und ihm Sack und Pack anvertrauen, damit er die Steuern mit Allahs Hilfe an den Hof des Sultans bringe.

Einmal traf's den Hwd'aga<sup>1)</sup>. Er setzte sich auf seinen Braumen und jadelte neben dem Lastwagen her, bis er nach Stambul kam und im Tschelchi-han, der Herberge einkehrte. Die Geldbeutel sperrte er in seine Stube, den Wagen aber schickte er heim.

Als er am nächsten Morgen zur Pforte ging, um zu erkunden, wo er die Steuern zu übergeben habe, da sah er, daß es eine rechte Plage für ihn sein würde — ganz wie's ihm die Alten zu Hause gesagt hatten. Es war schon schwer, zum kaiserlichen Zahlamt zu gelangen, noch schwerer, das viele Geld ordentlich abzuführen, denn aus allen Provinzen des Reiches waren eben die Voten angekommen, und der Andrang war groß. Bekümmert lehrte Hwd'aga in seinen Han zurück.

Täglich versuchte er in der Folge sein Glück beim Zahlamt, aber niemals kam er an die Reihe. Endlich sagte man ihm, er möge ruhig im Han bleiben, bis man ihn rufen würde.

Die Zeit schlich träge hin. Morgens saß er auf der Bank vor dem Han, trank seinen Kaffee und blickte zu den drei- und vierstöckigen Häusern über sich auf, in denen soviel Glück und Reichthum wohnte. Dann schlenderte er wieder durch das Geschäftsviertel, sprach da und dort ein paar Worte — am liebsten mit einem Kaufmann, der in Mekka gewesen war und einen langen, vertrauenerweckenden Bart trug.<sup>2)</sup>

Er trat auch einmal in den Laden ein und war bald ein ständiger Gast dort. Mit dem Kaufmann ging er dann in die Moschee, später noch ein wenig durch die Stadt — mittelfreile war es Abend und Schlafenszeit.

Als er mit dem Hadji besser bekannt geworden war, klagte er ihm sein Leid: wie lange er nun schon ohne Beschäftigung wartete — in der Angst, daß ihm ein Dieb das Geld abnehmen könnte. Gott verhüte das in Gnaden! Die ganze Habe wäre dahin und der Kopf auch.

„Wozu die Aufregung?“ sagte der Hadji. „Hier ist mein Laden, Bruder. Das Feuer fürchte ich — unberufen — nicht einmal für mein Eigentum und vor Einbrechern schütze mich die Stadtwächter. Wenn Du willst, leg' Deinen Beutel hier in meine Eisenkassette. Ruft man Dich, geh' hin und zahle.“

Hwd'aga nahm den Vorschlag freudig an und dankte es dem Kaufmann von Herzen. Gleich ließ er die Sacke durch zwei Lastträger zu seinem Hadji bringen und schloß die Nacht darauf so ruhig wie nie vorher.

Als er erfuhr, daß der Andrang beim kaiserlichen Zahlamt nachgelassen habe, suchte er den Kaufmann auf und bat um sein Geld.

„Geld?“ rief der Hadji verwundert. „Was für Geld?“ Hwd'aga erbleichte. „Weißt Du denn nicht? Die Steuer, die ich in Deiner Hut gelassen habe? Du kannst es doch nicht vergessen haben?“

„Du irrst, Effendim. Von mir hat niemand Geld zu fordern.“ Um Hwd'aga drehte sich alles. Im Himmelswillen, was sollte er tun? Kunden sammelten sich im Laden an und der Hadji zeigte ihnen den armen Hwd'aga als Narren, der Geldbeutel verloren zu haben meinte — so viel wie zwei Lastträger fortschleppen können. Die Leute lachten sich tot. Hwd'aga aber wendete sich verzweifelt und halb ohnmächtig nach Hause.

Er setzte sich in seine Stube, faßte sich mit beiden Händen an den Kopf und jammerte über die Bosheit des Schicksals: so viel Geld verloren — und er fremd und hilflos in der fremden, großen Stadt. Vergebens qualte er sein Hirn nach einem Ausstufsmittel ab. Ja, er getraute sich nicht einmal jemand um Rat zu fragen, denn wenn das Zahlamt um die Sache erfähre — kostete es den Hals.

Wie hat er aber auch ohne Schein und Zeugen kaiserliches Gut in Verwahrung geben können? — Am besten wäre es, zu fliehen — ins Meer zu springen. —

Wieder und wieder trank er unten auf der Bank seinen Kaffee — und dachte und dachte — nichts fiel ihm ein. Sehnsüchtig schaute er zu den Fenstern des großen Hauses drüben empor und ahnte nicht, daß man ihn von dort her beobachtete. Die Witwe eines Paskas, als ergraschelte Frau weithin bekannt, hatte ihn schon in seiner besseren Zeit gar oft seinen Kaffee in Ruhe schlürfen gesehen. Jetzt bemerkte sie verwundert die Aenderung an ihm. Stundenlang schritt er händeringend im Zimmer auf und ab und wenn er auf der Bank saß, stierte er verdrossen vor sich hin, sprang auf, setzte sich wieder, ganz als sei er — Allah verhüte es — um den Verstand gekommen.

Als Hwd'aga eines Tages wieder in Ham und Wangen auf der Bank vor seiner Herberge saß, trat eine Dienerin aus dem Tor des großen Hauses und winkte ihn herbei. — Willenlos folgte er ihr über die breite, schöne Treppe in einen Saal, dessen Wände mit biden Teppichen behangen waren. — Wie wuchs aber erst sein stummes Erstaunen, als eine weibliche Stimme ihm hinter dem Vorhang hervor Platz anbot und fragte: „Was fehlt Dir, Fremdling? Welche Sorgen drücken Dich?“

Hwd'aga antwortete nicht. „Sag's frei heraus, vielleicht kann ich Dir helfen.“ Helfen! Hwd'aga war's, als gehe seine Sonne auf. Sein Antlitz erheiterte sich, und er legte der Unsichtbaren all seine Kümmernisse dar — wie ihn der gottlose Kaufmann um das Steuergeld betrogen und wie er nun um sein Leben besorgt sei.

Als er geendet hatte, sprach die Frau hinter dem Vorhang: „Sei ruhig, alles wird noch gut werden. Geh' nur zu dem Hadji und erwarde mich dort. Ich werde bald nachkommen.“

Hwd'aga empfahl sich, halb zweifelnd und halb zuverläßig, und eilte nach dem wohlbekannten Laden. Er begrüßte den Kaufmann, die vermintreten Sacke aber erwähnte er mit keiner Silbe. Wirklich — da nahte auch schon eine Frau und trat ein.<sup>3)</sup> Als sie zu reden begann, erkannte sie Hwd'aga sogleich an ihrer Stimme.

„Heil Dir, Hadji,“ sprach sie. „Ich habe eine Ballfahrt nach Mekka gelobt und fürchte mich, mein Geld und die Juwelen unbewacht zu Hause zu lassen. Möchtest Du sie nicht für die Zeit meiner Pilgerreise in Verwahrung nehmen?“

„Wie groß ist denn die Summe?“

„An die zehn Oka (15 Kilogramme) Gold und etliche Edelsteine.“ Der Hadji fand die Beute, die ihm da in Aussicht stand, begehrenswert genug, und um sich das Geschäft nicht etwa durch Hwd'aga verderben zu lassen, blinzelte er ihm zu, zog das Steuergeld aus seiner Kasse und sagte der Frau: „Bring' Deine Schätze immerhin, sie werden gut aufgehoben sein. Sieh', eben gebe ich dem Manne da verwahrtes Geld zurück.“

Hwd'aga griff, toll vor Freude, zu und trug die Beutel schweißtriefend nach Hause. Kaum hatte er sie versorgt, als er hinüberlief, um der Witwe Dank zu sagen. Sie lachte über die gelungene List und mahnte zur Vorsicht.

Der Hadji aber wartet noch heute auf die Schätze der Mekka-pilgerin: zehn Oka Gold und etliche Juwelen. —

<sup>1)</sup> Abdi, Abdullah: türkischer Vorname. Aga: kleiner Grundbesitzer.

<sup>2)</sup> Der Hadji (Mekkapilger) darf seinen Bart nicht scheeren. Vom härtigen Manne erwartet der Moslim Würde und Ehrlichkeit.

<sup>3)</sup> Die vornehmen Frauen in Konstantinopel sind in ihren Sitten freier denn in anderen Theilen des Reiches. Sie besuchen, kaum verschleiert, alltäglich die Bazare.

## Eine Dichter-Vorstellung.

Mir grüßelt noch, wenn ich daran denke. Und doch begab es sich schon vorgestern abend. Aber weil es aus Mangel an überflüssigem Publikum erst gar nicht anfangen konnte, um hernach um 12 Uhr nachts zu enden, darum hab ichs Gruseln bekommen und mitgenommen. Hinrichtungen sind mir immer odios gewesen — am odiossten jene, bei denen ein Poetlein von lieben Freunden in der Strecke gebracht wurde. Ach, wieviel mal hab ich solchen Exekutionen schon antwohnen müssen! Sie hokieren einen. Man produziert zehn Fuder Galle aus Groll und Aerger über einen nutzlos verbrachten Abend, dem in der Regel eine von gespenstischen Träumen gestörte Nacht folgt; und man empfindet tiefstes Mitleid mit dem Delinquenten, sofern er ein lyrischer Dichter von einigem Talent ist. In der Pubertätsperiode hat noch jeder deutsche Jüngling und jede deutsche Jungfrau den Reimtatterich bekommen. Die meisten wähen dann wirklich zum Poetenamt berufen zu sein und sorgen so rasch als möglich in Kürschners Literaturkalender die erste Stufe papierner Unsterblichkeit zu erlangen. Nur die allerwenigsten bringen bis zum Helikon vor. Aber nun beginnt erst die Misere des nutzlosen Kampfes, der meistens in stummer Resignation verfließt. . . . Oder man findet Fürsprecher! O ja! Wie schön ist das! Ober Freunde, Mitstrebernde gleichen Alters, geschwellt von Hoffnungen und Zuversichten. Glaube macht ja selig. Und wenn man recht jung ist, glaubt man, Berge versetzen zu können. Jeder wähnt ein Nietzsche, ein Liebermannsch zu sein. Die ganze Literatur bis zu dem unseligen Moment, wo er selber Verse sammelt, ist „Kaff“. Allenfalls läßt er sich herab, Dante, Shakespeare, Goethe, Schiller noch als gleichwertige Kollegen in Apollis die tintenbestetzten Finger zu reichen. . . .

Vorgestern also genoh ich eine neue Dichtervorstellung. Sie fand statt im Louisenstädtischen Konzerthaus in der Alten Jakobstraße. Als Veranstalterin zeichnete eine „Vereinigung für künstlerische Kultur“. Ich weiß nicht, ob diese Firma älteren Datums oder eine funkelnegeleue Versicherung zu gegenseitiger Unsterblichkeit ist. Das Schlagwort „künstlerische Kultur“ klingt aber jedenfalls gut. Man will, wie einleitend betont wurde, wieder einmal versuchen, „das ästhetische Moment in der modernen Kultur stärker hervorzuheben und seine Gleichberechtigung mit dem politischen und sozialen zu erweisen“. Mittel sollen Veranstaltungen sein, „die eine spezifisch moderne, gegenwartswertige Note tragen. Keine popularisierende Verflachung, sondern eine vertiefende Näherbringung.“ Schön, schön — nur ist alles schon dagewesen: Das „l'art pour l'art“, der Snobismus und wie all die Säckelchen heißen mögen, bei denen für die Poesie wenig und für das Volk, für welches doch jeder zu „dichten“ und zu „denken“ vorgibt, gar nichts herauskommt.

Diesmal hieß die Parole: Willi Dender. Trotz seines jugendlichen Alters von erst 25 Lebensjahren hat er schon sechs, sieben Büchlein Lyrik und Dramen geschrieben. Mit 15 Jahren debütierte er bereits mit einer historischen jambentragödie. Nach zahlreichen in dem 12 Textseiten umfassenden Abendprogramm abgedruckten Buchbesprechungen zu schließen, hatten wir es mit einem Stern erster Ordnung am Poetenhimmel zu tun. Daß Dender trotzdem unbekannt geblieben ist, darüber wird sich kaum jemand, der in literaribus ein alter Dachs ist, Denders Kopf zerbrechen. Wers doch tun wollte, den versuchte Herr Rudolf Kurh durch einen Vortrag zu belehren. Das heißt, er las eine von ihm verfasste Abhandlung vor. Er tat es so undeutlich, wie menschenmöglich. Ob dies Absicht oder bloß rethorisches Unvermögen war, ließ sich nicht feststellen. Aber der Speech war gepickt, nein die überfät mit Rosinen und Knaufmandeln aus allen Wissenschaften, frönte alle Düfte Mutter Floras aus und schwebte in babylonischen Wortlängen, als galt es, eine biblische Spracherverwirrung zu markieren. Aus verschiedenen Redesäßen, die abgebrochen ans Ohr drangen, war soviel zu vernehmen, daß Willi Dender ein „Naturbursche“, ein Eigener, ein poetischer Krösos wäre, in dessen Lyrik das Mysterium des Geschlechtsaktes die oberste Note abgebe. Herr Leo Horwich trug sodann aus Gedichten und Dramen von Dender einiges vor. Er machte seine Sache weit besser, als sein rednerischer Vorgänger; man verstand ihn und gewann vom Dichter einen günstigeren Eindruck. Unter den zur Verlesung gewählten Piecen, die samt und sonders einem demnächst zu erwartenden neuen Denderschen Buche entnommen wurden, das den sensiblen Titel „Sinnliche Seele, das Buch einer Jugend“ führen wird, fand sich manches Anspredende. Das physiologische Element wiegt allerdings vor: was alles, um mit Professor Jäger zu sprechen, zur „Seelenriecherei“ beim geschlechtlichen Akt gehören mag oder nicht, wird darin aufgetischt. Worte, Worte, Begriffe, Phrasenschwulst und — dunt: so reichlich und so feil wie Brombeeren. Von einer besonderen dichterischen Individualität verspürt man aber leider noch nichts; von eigener Weltanschauung ebenso wenig. Auf das Thema physiologische Liebe war auch „Die Brautnacht einer Königin“ geschliffen, die ein Herr Franz Pfeiffer schauderös vorlas. Das langatmige Dings ist eine „dramatische Dichtung“ in einem Aufzug. Ein Siegfried-Kriemhildenmotiv, ins „Moderne“ übertragen, wird da angeschlagen. Drei Prinzen, ein roter und ein blauer, werben um die junge Königin. Während sich beide draußen im Schloßhof duellieren und dabei ums Leben bringen, vergewaltigt der Rarr, im Prinzenhabit, das königliche Weib. Sie will ja nur den heiraten, der sie bezwingt! Als sie hernach sieht, daß ihr Rarr der Held gewesen ist, durchsicht sie ihn.

Sterbend grüßt er sie als Mutter seines künftigen Sohnes. . . . Eine blutrünstige Kraftbrühe fürwahr! Voll Schwefeldunst, wie die lyrischen Stüde zuvor.

Dessenungeachtet steckt Talent, besonders Verstant in Willi Dender. Wenn er von der Zuchtlosigkeit zur straffen Konzentration seiner reichen poetischen Fähigkeiten gelangen wird, so dürfte sich in Zukunft mit ihm reden lassen.

Aber er war trotz alledem im Recht, wenn er, wie ers am Schlusse tat, gegen die ihm widerfahrere Hinrichtung energisch protestierte.

So schloß denn der erste Vortragsabend der „Vereinigung für künstlerische Kultur“ nicht bloß mit einem ziemlich mageren Erfolg, sondern auch mit einem belustigenden Analleffekt. —  
Ernst Krowatski.

## Kleines feuilleton.

st. Kapitalistischer Zukunftsstaat. Auch der Kapitalismus fählt sich im Gegenwartstaat nicht mehr „voll und ganz“ befriedigt und verlegt sich auf Spekulationen für einen Zukunftsstaat. Versteht sich, einen kapitalistischen. Nicht die heutigen Proletarier sollen es in demselben besser haben als jetzt, sondern die Kapitalisten, die durch großartige Fortschritte der Maschinentechnik von den Uebeln und Mängeln erlöst sein werden, die der heutigen Industrie und ihren Produkten noch anhaften. Ein Engländer, H. G. Wells, ist der Autor dieser „Utopie“, die unter dem Titel „Ausblicke“ in deutscher Uebersetzung (Minden, Bruns) erschienen ist. Er prophezeit Maschinen, die ohne Ruß, Dampf und Schmutz arbeiten, Wasserleitungen, die automatisch Fenster und Böden reinigen, Häuser von ganz neuer Konstruktion, die Entgrubenreinerer entbehrlich machen. Und so weiter. Wie werden erst die Damen entzückt sein, wenn sie lesen, daß sie keine Dienstmädchen mehr brauchen, weil alles, Grobes und Kleines, von Maschinen besorgt wird, die keinen Ausgang beanspruchen und keine Schätze haben! Insofern ganz gut und ungefähr sagt das der Sozialdemokrat auch; nur daß wir die Verwirklichung solcher Phantasien von der Ueberwindung der kapitalistischen durch die sozialistische Produktionsweise erwarten und die Befreiung der Proletarier von der Lohnsklaverei damit verbinden. Das aber liegt dem Zukunftsmissikanten des Kapitalismus vollständig fern. In seinem Zukunftsstaat gibt es überhaupt nur zwei Klassen, welche jene schöne Neuwelt genießen werden: Aktionäre und Techniker; sie werden die Auslese der menschlichen Zuchtwahl vorstellen. Alle anderen sind Paras, dem Untergange geweihte soziale Ausscheidprodukte, demselben unsoemehr verfallen, als man sie nicht mehr braucht, weil die Maschinen sie ersetzen. —

th. Die ältesten Vorfahren unserer Krebsse. Wenn man die geologischen Schichten durchforscht, welche die feste Kruste unserer Erde aufbauen, wird man finden, daß je älter die Gesteinsfolge ist, zu der wir bei unserem Studium vordringen, desto niedriger und einfacher auch die Lebensreste sind, die uns in Gestalt von Versteinerungen entgegentreten. Andererseits findet sich in den jüngeren Erdaflagerungen eine immer reichhaltigere und höher entwickelte Tier- und Pflanzenwelt, welche stets mehr Anklänge an die auch heute noch lebenden Organismen erkennen läßt. Und wenn wir endlich die Versteinerungen der jüngsten Tertiärperiode betrachten, so treten uns hier bereits Tiere und Pflanzen entgegen, welche zum Teil noch heutzutage leben oder doch wenigstens erst in historischer Zeit ausgestorben sind. Heute soll uns der Weg zu den fernsten Zeiten unserer Erdgeschichte zurückführen. Die geologisch älteste Schicht, in der dem Forscher versteinertes Leben entgegentritt ist das Cambrium. Doch war die damalige Lebewelt noch verhältnismäßig arm. Die ganze große Gruppe der Wirbeltiere fehlte vollständig und die höchsten Vertreter der damaligen Tierwelt waren absonderlich gestaltete altzeitliche Krebsse, denen man wegen der Dreiteilung ihres Körpers in eine unpaare mittlere Klasse und die paarigen Seitenteile oder Pleuren den Namen „Trilobiten“ (Dreilapper) gegeben hat. Diese merkwürdigen Tiere müssen die richtigen Vorkämpfer gewesen sein, denn an welchen Plätzen der Erde wir auch cambrische Ablagerungen durchforschen, sei es in Nordamerika, England oder auch in Böhmen, stets finden wir fast die gleichen Arten. Da man nun diesen schwerfällig aussehenden, ausgewachsenen Tieren noch weniger einen großen Wandertrieb zutrauen kann, als ihren heute noch lebenden wolschmedelnden Vettern, dem Hummer oder Krebs, muß man zur Erklärung ihrer univerrjellen Verbreitung annehmen, daß sie im Larvenzustande als „Plancton“ durch Meeresströmungen und Winde rasch über ungeheure Flächen verbreitet wurden. Einer der wichtigsten und typischsten Vertreter der cambrischen Trilobiten war die Gattung Paradoxides, deren größte Arten eine Länge von über einen halben Meter erreichten. Die wichtigsten Merkmale dieser Tiere sind, wie gesagt, die Dreiteilung des Körpers der Länge nach in eine mittlere Achse und die paarigen Seitenteile. Aber auch der Quere nach zerfällt der Körper in drei Teile. Zu vorderst liegt das mächtige Kopfschild, das bei vielen Formen mit langen Stacheln und Hörnern besetzt ist; dann folgt der aus mehreren untereinander beweglichen Teilen bestehende Rumpf und endlich die Schwanzklappe, welche bei diesen ältesten Arten nur sehr schwach entwickelt ist, während sie bei den jüngeren Formen der folgenden Erdperiode, des Silur, histweilen fast die Hälfte des ganzen

Körpers umfaßt. Die Oberseite der Krebse war mit starken Panzerplatten aus kohlensaurem Kalk bedeckt, während die Unterseite, an der die zahlreichen Beine und Kiemen liegen, weichhäutig war. Den sorgfältigen Untersuchungen von Walcott und Beecher in Verbindung mit dem glücklichen Funde einiger vorzüglich erhaltenen Exemplare verdanken wir eine überraschend genaue Kenntnis des Baues dieser interessanten Formen. Es ist eine höchst auffällige Erscheinung, daß alle cambrischen Trilobiten blind sind, während uns in den jüngeren Schichten, ja bereits im Silur, Tiere mit wohlentwickelten Augen entgegentreten. Man kann sich diese merkwürdige Tatsache auf zweierlei Art erklären. Entweder waren nämlich die cambrischen Trilobiten Bewohner der Tiefsee, von Meerestiefen, in die kein Lichtstrahl mehr herunter zu dringen vermag, oder, was vielleicht noch größere Wahrscheinlichkeit besitzt, die Atmosphäre war in jenen frühen Zeiten der Erdentwicklung noch derart mit Wasserdampf geschwängert, daß die Sonnenstrahlen sie noch nicht zu durchdringen vermochten und ein ewiges Dämmerlicht herrschte.

Von anderen Tieren gewinnen im Cambrium nur noch einige Zweifelhafte, die Brachiopoden, Bedeutung; doch sind hier erst kleine, niedrig stehende Formen zu finden, während ihre Hauptblütezeit in die jüngeren Schichten fällt, in denen sie zu den verbreitetsten und wichtigsten Tieren gehören. Von der Kreideformation ab beginnen die Brachiopoden allmählich zu erlöschen. Heutzutage stellt diese Tierart nur eine kleine, aus wenigen verblühten Arten bestehende und augenscheinlich im Aussterben begriffene Gruppe dar. In ihrer Erscheinung erinnern die Brachiopoden stark an Muscheln, unterscheiden sich jedoch von ihnen dadurch, daß sie nicht wie diese eine rechte und linke Schale besitzen, sondern eine Rücken- und Bauchschale. Ferner finden sich bei den meisten im Innern der Schale eigentümlich geformte, bald spiralförmig aufgewundene, bald fesselartige Kalkstübe zum Tragen der fleischigen Mundarme. Von pflanzlichen Resten sind uns aus dieser frühen Zeit nur sehr einfach gebaute Meeresalgen überkommen. Bereits in der nächstfolgenden Schicht in der silurischen Periode erreicht die Tierwelt eine weit größere Mannigfaltigkeit und höhere Ausgestaltung; wir finden hier schon die ersten Vorläufer unserer Wirbeltiere in Gestalt niedriger, haiartiger Fische. Die wichtigste Rolle spielen jedoch auch hier noch die Trilobiten und bieten gerade diese gegenüber ihren cambrischen Vorfahren ein wirklich klassisch zu nennendes Beispiel der aufwärts schreitenden Entwicklung und der Anpassung an veränderte Lebensbedingungen. Wie bereits vorher erwähnt, besitzen die Tiere wohl entwickelte Augen, während ihre Ahnen blind waren. Dann aber fällt es vor allen Dingen auf, daß die silurischen Trilobiten gegenüber ihren Vorfahren die Fähigkeit erworben haben, sich zu einer Kugel zusammen zu rollen, in ganz ähnlicher Weise, wie es ja jeder von unserem kleinen Landkrebse, der Kellersassel, kennt. Diese auffallende Errungenschaft findet nun eine sehr einfache Erklärung. Da im Cambrium die Trilobiten die einzigen größeren Tiere waren, insfolgedessen keine feindlichen Angriffe zu befürchten brauchten, hatten sie natürlich auch keine besonderen Schutzmaßregeln nötig. Ganz anders im Silur! Hier treten mit einem Male noch andere große Tiere, gewaltige Kopffühler auf, nahe Verwandte unserer noch heute lebenden Tintenfische und Kraken und gleich diesen gefräßige und gefährliche Räuber. Nun war natürlich die Sicherheit und der Friede der Trilobiten gestört. An eine wirkliche aktive Verteidigung war diesen mächtigen, mehr denn zwei Meter großen Gesellen gegenüber nicht zu denken und namentlich die weichhäutigen Teile der Unterseite bei den Krebsen bildeten einen günstigen Angriffspunkt. Da war naturgemäß die Fähigkeit, sich einzurollen, ein wirksames, ja das einzige Schutzmittel. Rasch sich jetzt ein gefräßiger Feind, dem es nach einem Krebsbraten gelüstete, so klappten die Trilobiten ihr Kopf- und Schwanzschild zusammen und waren nun allseitig von einem festen, steinharten Panzer umschlossen, an dem sich der Räuber erst mal seine Kiefer ausbeißten konnte.

**Geologisches.**

kl. Schlammvulkane. Eine merkwürdige Naturerscheinung, die Schlammvulkane oder Maccaluben von Sizilien, schildert Auguste Robin in einem Artikel, den er in „La Nature“ veröffentlicht. Mit dem Vulkanismus haben diese Schlammvulkane freilich wahrscheinlich gar nichts zu tun; namentlich hat das ausgedehnte Gebiet der Schwefelgruben keinerlei eruptiven Charakter. Vor dem Schwefel war der Gips da, und dieser erscheint an manchen Stellen des Landes an der Erdoberfläche in einer völlig kristallisierten Struktur; besonders in Mondnächten wirken die zahllosen Spaltflächen seiner Kristalle gleich ebenso vielen kleinen Spiegeln, ein Eindruck von zauberhafter Schönheit in dem sonst öden Lande. Bei der langsamen Zersetzung der Gipsmassen der Unterseite entsteht der Schwefel, und durch diese Zersetzung bildet sich Kohlenwasserstoffgas, das bestrebt ist, durch die Bodenspalten zu entweichen. Die gleiche Erscheinung kann man in vielen Ländern beobachten; aber hier in Sizilien trifft das Gas bei seinem Durchgang auf kalkhaltiges Wasser und auf eine Tonsschicht. Unter der Mitwirkung des Wassers vermag nun das Gas die Tonsschicht zu durchdringen, und indem es diese beiden Elemente an die Oberfläche des Bodens bringt, entsteht die Erscheinung, die wir mit dem Namen Schlammvulkan bezeichnen. Will man den Schlammvulkanen bei Girgenti einen Besuch abstatten, so

führt die Eisenbahn von dieser Stadt in kurzer Zeit zu der kleinen Station Aragona-Caldare, die ganz vereinsamt in einer öden Gegend liegt. Bald nachdem man den kleinen Bahnhof verlassen hat, gelangt man in ein kahles und unfruchtbares Land, in dem eine Reihe von abgerundeten Hügeln und flachen kleinen Tälern miteinander abwechseln. Je weiter man vordringt, um so ausgetrockneter und verbranntet erscheint die Gegend. Der Rasen, der hier im Laufe des Winters äußerst spärlich wächst, bildet während des Sommers eine Art glatter Strohecke, die mit dem tonhaltigen und rissigen Boden nur lose verbunden ist. Etwa nach einer Stunde erreicht man einen höheren, grau erscheinenden Hügel, den Schlammvulkan, auf dessen oberem Teil sich etwa 50 kleine Krater öffnen, von denen viele vollkommen die Bildung eines solchen zeigen. Je mehr man sich dem Gipfel nähert, um so ausgedehnter werden sie. Der Durchmesser der Krater beträgt von 10—60 Zentimeter; die charakteristischsten messen jedoch 15—25 Zentimeter. Die Kegel, die durch die auf einanderfolgenden Schlammströme aufgebaut worden sind, haben eine breite Basis und sind sehr flach. Ihre gleichmäßig abgerundete Öffnung ist mit Ton gefüllt, der sich unter der Einwirkung der von innen kommenden Gase von Zeit zu Zeit bewegt. Die Gase steigen plötzlich in Blasen auf, so daß der Ton dann überfließt und sich in einem oder mehreren grauen Strömen ergießt, die sich eine Zeitlang erhalten, dann aber abnehmen und bis zum nächsten Aufsteigen der Gase stehen bleiben. Im August des Jahres 1902 waren alle Kegel tätig. Unter dem Einfluß der sengenden Sonne trocknen diese Ströme sehr schnell; sie bröckeln dann ab und überziehen sich mit einem weißen Niederlag, der sich aus dem Salze bildet; so kommt es, daß ein großer Teil der Maccaluben wie mit Naureis überzogen erscheinen. Auf den Abhängen der Hauptkegel befinden sich kleine, ebenso offene Krater, in denen gleichfalls der Ton in Bewegung ist und sich in Wächlein ergießt; diese Kegel erscheinen wie Miniaturformen des Aetna. Das ganze, in Tätigkeit befindliche Gebiet der Maccaluben bietet den Augen ein höchst anziehendes Bild. Die ausgeworfene Masse hat eine verschiedene Dichtigkeit; während aus einigen Öffnungen nur trübes Wasser ausfließt, das stets leicht salzhaltig ist, ist in den meisten der Auswurf viel dicker. Die Temperatur ist kaum lauwarm. Im Mittelpunkt dieser merkwürdigen geologischen Erscheinung ist der Boden fast eben, die Ausflusmündungen sind größer, die Ränder der Krater ragen weniger hervor, und der Auswurf ist reichlicher; daher breitet sich die Tonerde hier weiter aus, die verschiedenen Ströme fließen ineinander, und man tut gut, diese Stellen zu vermeiden, da man einsinken könnte. Es fehlt dem Boden an Festigkeit; bisweilen genügt es, daß man auf dem Abhange eines kleinen Kegels geht, um durch diesen Druck im Krater ein Steigen des Tones hervorzurufen. Wenn der Sommer zu Ende geht und der Schlamm durch die hohen Temperaturen der Jahreszeit eingetrocknet ist, werden gelegentlich die Ausflusmündungen verstopft, und der Druck der angesammelten Gase erzeugt eine Explosion des Tonpompens; dann wird die Masse in einem starken Strahl in die Luft geschleudert, größere Krater öffnen sich, und es ergießen sich reichlichere Ströme aus diesen Schlammvulkanen als sonst.

**Notizen.**

— Das zu Anfang des Monats in Berlin gegründete russische Blatt „Russkij Golos“ („Russische Stimme“) hat sein Erscheinen schon wieder eingestellt. Im ganzen sind zwei Nummern erschienen.

— „Die Nationalgabe“, eine Komödie von Obe Rode, wurde in der deutschen Bearbeitung von Elisabeth Rohr und Korffz Holm vom Lustspielhaus erworben.

— Rudolf Presbers Lustspiel „Nachtkritik“ hat in Hannover beifällige Aufnahme gefunden.

— Die Hamburger Bürgerschaft bewilligte einstimmig einen jährlichen Staatszuschuß von 100 000 M. für das Orchester des Stadt-Theaters und gute Volkskonzerte.

— Das Germanische Nationalmuseum in Nürnberg hat im letzten Jahre an Jahresbeiträgen 81 813 M. eingenommen, die einmaligen Beiträge ergaben 19 908 M.; für die Sammlungen wurden 77 846 M. verausgabt.

t. Eine neue Verwertung des Schwammes. In Florida, an dessen Küsten besonders viel Schwämme gefischt werden, hat die Ausnutzung dieser tierischen Stoffe eine neue Industrie ins Leben gerufen. Der Schwamm wird durch Scheuern in großen Wassergefäßen von allen fremden Beimischungen gereinigt, dann in Ringmaschinen gekehrt und an kalter Luft getrocknet. Weiterhin wird er durch Maschinen in kleine Stücke zerschnitten, kernfrei und durch chemische Behandlung auch geruchlos gemacht. Nach dieser Behandlung wird er zur Füllung von Matratzen, Kissen und ähnlichem verwandt. Solche Schwammmatratzen wiegen nur den dritten Teil einer gewöhnlichen Haarmatratze und kosten nur  $\frac{1}{2}$ . Zudem sind sie außerordentlich elastisch, dabei fest und dauerhaft und außerordentlich gesund, weil sie die Feuchtigkeit und die Ausdünstungen des Körpers nicht auffangen. Auch Wälle als Kinderspielzeug von gleicher Leichtigkeit wie ein aufgeblasener Gummiball werden aus Schwamm hergestellt.